

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

N^o 29.

Montag, den 19. Februar

1836.

Unterhaltungsblatt.

Der Fischerin Tod.

Auf dem Leiche unter Reusen
Schwebt der Fisch'rin leichter Kahn,
Angelockt von ihren Liedern
Spielend sich die Fische nah'n.

In der Hand ruht ihr die Angel
Und gewiegt auf leichter Well',
Flieht vom heimatlichen Ufer
Uns're Fisch'rin kühn und schnell.

Weisse Lilien bricht sie spielend
Und zerpflückt sie Blatt für Blatt,
Beugt sich nieder, pflückt neue,
Wird des Spieles nimmer satt.

Und noch einmal nach der schönsten
Beugt sie schwebend sich herab
Und sie beugt sich, und sie stürzt
In das blaue Fluthengrab.
Und wo ihr die Fluth geöffnet
Das azurne Grabesthor,
Blühet aus den blauen Wogen
Nun die schönste Lilie vor

M. St.

Carl von Hohenhausen.

Worte der Rechtfertigung, veranlaßt durch einen Aufsatz
im Gesellschafters.

Es ist über ein Jahr verflossen, seit im Gesellschafters eine Recension des Buches: Carl von Hohenhausen, sogleich nach dessen Erscheinung, von einem Herrn H. Nebenstein erschien. Sie enthielt neben gänzlicher Entstellung der in jenem Buche erzählten Thatfachen, eine Anklage und Schmähung des unglücklichen Jünglings, die durch nichts

begründet war, und die, so wie die ganze Fassung jener Recension, die unglücklichen Eltern des Gefallenen aufs tiefste kränkte.

Aber diese erkannten in der Erscheinung jener Recension die gewaltige Hand des Herrn, und diese tiefste Demüthigung — die Beschuldigung eines niedern Lasters, wozu der sittlich reine, durch den Ton seiner Seele allem Gemeinen und Niedrigen abholde Jüngling, völlig unfähig war — so wie die gänzliche Herabwürdigung und Verneinung seiner geistigen und körperlichen Vorzüge, zum Hohne aller Zeugnisse dafür — die das Buch enthält, als eine durch Gottes Willen absichtlich über sie verhängte Strafe, und trugen auch diesen Schmerz mit stiller Ergebung und der Hoffnung, daß der Herr diese Schmach wieder von ihnen und ihrem Liebling nehmen würde.

Und das ist wirklich geschehen, nicht nur ist Carls von Hohenhausen Buch öffentlich anständig und liebevoll gewürdigt worden, sondern eine fremde Hand hat auch, gänzlich ohne Vorwissen der Eltern, sich im Gesellschafters selbst an den Verfasser jener Recension über Hohenhausen's Biographie gewandt, und ihn über seine völlig ungegründeten Schmähungen, über die Ursache seines blinden Hasses gegen die ihm völlig unbekannten Eltern, und über den durchaus angreifenden, jedem edlen Anstande Hohn sprechenden Ton der Recension, zur Rede gestellt. So mag es denn auch denen, die den unglücklichen Carl von Hohenhausen, so wie seine Eltern genauer kennen, vergönnt seyn, jene schmähende Recension im Allgemeinen zu berichtigen.

Zuerst würde besonders der Herr Redacteur des Gesellschafters zu tadeln seyn, daß er ein Buch christlicher Tendenz, einem Juden, — denn das ist Herr Nebenstein — ein Werk, welches für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte geschrieben ist, einem jungen Literaten, der zu allen diesen nicht gehört, zur Recension zutheilte, dessen Hegel- und Goethianismus, natürliche, menschliche und religiöse Gefühle nicht ersetzen kann. Ein Grund des An-

standes wäre es übrigens für den Redacteur noch gewesen, da der Name der Mutter auf dem Titelblatt als Mitarbeiterin steht, sie nicht in ihrem tiefen und heiligen Schmerz auf eine so ungerechte Weise zu kränken.

Dann aber soll der völlig ungegründete entehrende Angriff auf Hohenhausen's Sittlichkeit widerlegt werden, der dem anhaltenden Stillstehen und Lernen des Jünglings in seinem vierzehnten Jahre — das damals noch nicht aus übermüthigem Ehrgeiz hervorging, sondern aus treugemeintester Folgsamkeit gegen seine Eltern und Lehrer und dem redlichen Willen ihnen Freude zu machen — eine lasterhafte Deutung gibt. Wer so vor aller Unsittlichkeit gehütet wurde, wie dieser Jüngling, der konnte in solche Versuchung nicht fallen. Seit seinem zwölften Jahre schlief er beständig mit seinem Vater in einem Zimmer. Oft führte Letzterer die Mutter an sein Lager um den blühenden Jüngling zu sehen, der wie Titan im Arme Aurorens mit den schönsten Rosen auf den Wangen schlummerte; nun hat ihn auch die Morgenröthe entführt. Aber dennoch, als die seinen Eltern und Aerzten unbegreifliche Kränklichkeit eintrat, wurden die genauesten Nachforschungen über seinen sittlichen Zustand angestellt und Carl als völlig unschuldig erfunden. Ein Blick auf das Aeußere des Jünglings genügte übrigens, um ihn von jedem Vorwurfe der Unsittlichkeit frei zu sprechen. Diese Gazellenaugen voller Geist und Leben, mit den feinen, schön gezeichneten, nichts weniger als verknöteten Augenbrauen, (wie sie Herr Nebenstein im Geiste gesehen) von dunklerer Farbe wie das Haupthaar, mit den langen schwarzen Wimpern, sprachen so wie die edle stolze Haltung nur schwärmerische Kühnheit, aber nichts weniger als Frivolität aus, und diese blühenden vollen Wangen bekundeten eine unentweihete Jugend, die selbst in den Fortschritten seiner Krankheit, Carls Körper blühend und kräftig erhielt, obgleich er, theils seines Uebels wegen, theils weil alle physischen Bedürfnisse ihm gleichgültig waren, nur sehr wenig Nahrung zu sich nahm, besonders aus ästhetischem Gefühl, alle stark schmeckenden Speisen vermied.

Den Vorwurf, daß Carl von Hohenhausen beschränkt, unwissend, sehr wenig begabt, ohne Phantasie und Geist, ohne Fähigkeit und Kenntnisse gewesen sey, widerlegt jede Zeile seines Buches, die Zeugnisse seiner Eltern, Lehrer, Verwandten und Freunde, ja sogar das Zeugniß des Obducenten seiner Leiche, der von ihr aussagt: „Die Bildung des Hirns bezeugte deutlich, daß ein Geist, der in solchem residirte, Großes und Außerordentliches zu leisten vermochte.“ Hier tritt die böse Absicht Herrn Nebensteins, Carls unglückliche Eltern, sogar auf Kosten der Wahrheit zu verlezen, recht hervor, ohne daß deshalb das Warum? aufzufinden wäre.

Eben so lächerlich wird die Aeußerung, daß Carl sich habe übermäßig anstrengen müssen, um endlich nach Prima zu kommen, daß er viele Jahre in Secunda gesessen u. s. w. Carl kam mit funfzehn Jahren nach Prima, wo er zwei Jahre blieb; anderthalb Jahre hatte er in Secunda zugebracht, und war überall der jüngste seiner Mit-

schüler. Einzig und allein seiner Jugend willen, wollten die Lehrer den Eintritt nach Prima noch aufschieben. Die Reife dazu besaß er schon lange. Doch zur Ehre der Eltern sey es gesagt, daß, wenn sie hätten ahnen können, daß ihres Sohnes Fortschritte seiner Gesundheit nachtheilig würden, sie ihn mit Gewalt davon zurückgehalten haben und ihn Dekonom oder Forstmann hätten werden lassen. Ihren einzigen Sohn gesund und glücklich zu sehen, galt ihnen zu jeder Zeit mehr, als ihn berühmt und hochgestellt im Leben zu wissen. Nur zu früh hatte sich Verstand und Phantasie des Jünglings entfaltet und im Leben keine Befriedigung gefunden. Schon in seinem vierzehnten Jahre schrieb er in sein Tagebuch:

„Sonderbar, daß die Leute, die Sonntags am weitesten ins Feld leuchten, gewöhnlich Alltagsmenschen und nichts weniger als Sonntagskinder sind.“ und im funfzehnten Jahre sang er im prophetischen Sinne folgende Ballade:

Mein Erdenleben.

Auf hohem Felsenufer saß
Ein Jüngling träumend da,
Sein Blick von heißen Thränen naß,
Trüb in die Flutten sah.

Die Welle die vorüber rauscht,
Dünkt ihm ein friedlich Grab,
Und wie er ihrem Murmeln lauscht,
Zieht's mächtig ihn hinab.

Du nur, o Tiefe, stillst die Qual,
Die nimmer von mir weicht;
Von oben mir kein Hoffnungsstrahl
Den Weg zur Tröstung zeigt.

Da rollt der Donner um ihn her,
Des Himmels Zorn bricht los,
Laut heult der Sturm, das wilde Meer,
Birgt ihn in seinen Schooß.

Carls Mutter erfuhr nichts von diesen, sein innerstes Gefühl aushauchenden Gedichten. Er hatte in seinem vierzehnten Jahre ihr einige gelungene Versuche gezeigt, und sie ihn freundlich aber ernst gewarnt, nicht zu frühe die mütterliche poetische Ader zu schlagen, weil seine Schulstudien darunter leiden würden. Dieß hat sie nachher oft bereut, weil es die Folge hatte, daß ihr der Jüngling sein poetisches Vertrauen entzog. Gedichte wie folgendes, in welchem sich die ganze Verzweiflung Byron's, aber ohne das Gefühl eigener Schuld, welches den britischen Dichter immer begleitet, ausspricht, hätten sicher die ganze Aufmerksamkeit der Mutter auf den Seelenzustand des Jünglings gerichtet, der im sechzehnten Jahre sang:

Vernichtung.

Wer mir des Glückes Faden
Mit strenger Hand schnitt ab,

Hat lebend mich gebettet
Ins kalte düstre Grab.

Der hat mein frisches Leben
Verkehrt in welken Tod,
und grause Nacht ist worden
Mein Jugendmorgenroth.

Was Herr Nebenstein gegen die körperliche Schönheit Hohenhausen's sagt, indem er an ihm einen dicken Kopf und Hals, einen auf Phlegma deutenden Nacken, verknotete düstre Augenbrauen und eine auf Beschränktheit deutende aufgeschwemmte Oberlippe sieht, so sind das Visionen aus der Luft gegriffen, obgleich er ihnen Carls Bild, dem Buche in Medaillenabdruck beigegeben, unterlegt. Zwar gibt dieß Bild nur einen Todesschatten von der blühenden Schönheit des Jünglings — denn noch im Sarge wurde eine Büste von seinem Kopfe genommen, die nach künstlicher Verkleinerung das Modell zu jenem Abdruck lieferte. Die Ähnlichkeit ist unverkennbar, aber die Lieblichkeit und Anmuth der Gesichtszüge ist von der kalten Hand des Todes berührt, in Starrheit verwandelt; eben so wenig konnte die Rosengluth des Lebens in dieser Abbildung dargestellt werden. Ähnlicher ist die letzte Abbildung, weil sie unmittelbar nach der Todtenbüste entworfen wurde. Eine aufstrebende Oberlippe bedeutet übrigens, nach Lavater, einen aufstrebenden, keinen beschränkten Geist.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseblüthen.

(Fortsetzung.)

3.

Das Theater ist eine der ersten Bierden Hamburgs, und kein Fremder wird es unbefucht lassen. Ich sah die „Jüdin.“ Madame Schröder-Devrient gab eine Gastrolle, mehr braucht man nicht zu sagen; herrliche Musik und herrliche Ausführung; aber das Theater war dennoch leer und das wunderte mich! — Schon das Theatergebäude in der Dammtorstraße macht einen angenehmen Eindruck, denn groß und einfach steht es da. Im Geiste stellte ich mir das elende Lübecker Gebäude vor, welches jeden Tag einstürzen kann: doch ... Lübeck ist ja kein Hamburg und es gibt ja mehrere schlechte Theaterhäuser, mit denen müssen wir Lübecker uns trösten; durch welchen elenden Eingang, erinnere ich mich irgendwo gelesen zu haben, ziehen die reichen Magdeburger in ihren Musentempel und erst die Residenzstädter in Coburg (wo die reiche Fürstenfamilie residirt, aus der in neuester Zeit ein Paar Könige hervorgingen) ... den allerschlechtesten, interimistischen Pferdestall glaubt man zu sehen, wenn man das Coburger Hoftheater betritt ... und wir Lübecker schreien so arg, schon ein halbes Jahrhundert lang! Wenn wir das hundertjährige Jammerjubiläum erreicht haben, dann mag es Zeit seyn zu klagen, das wird man wohl für keine ausschweifende Hoff-

nung, für keinen unbilligen Wunsch halten; für's erste aber erhalten wir kein neues Theatergebäude ... s' geht nicht, ich glaube aus 27 Gründen; einer davon wird doch wenigstens haltbar seyn, und wenn auch nicht, ... „s' geht halt nicht“ denn es fehlt am besten, nämlich am nervus rerum!

Vor Hamburgs Thoren findet man eine große Anzahl sogenannter Sommertheater, zu welchen man für ein Billiges das ganze Sommerhalbjahr hindurch Zutritt erhält, und gerade diese Sommertheater mögen wohl Ursache seyn, weshalb das Stadttheater in der schönen Jahreszeit so selten besucht wird. Aber davon abgesehen sind sie ein großer Verdorb für das Volk und Hamburgs Obrigkeit sollte diesem Unfuge gewisse Gränzen setzen. Ein Familienvater, gewöhnlich sind es Handwerker, hat für sich und seine Familie abonniert; es wird vier Mal in der Woche gespielt und zwei Mal will er doch wenigstens da seyn, denn er hat ja sein Geld dafür ausgegeben, er vernachlässigt also die Arbeit um in's Theater zu gehen und gibt Geld aus, anstatt Geld zu verdienen; die Hausfrau macht es eben so und wo möglich noch toller, das Fräulein Tochter hat großen Geschmack am Schauspiel, und noch mehr an den Schauspielen, darf also niemals fehlen, die kleinern Kindern, welche noch die Schule besuchen, verabsäumen dieselbe des Nachmittags, denn sie müssen ja in's Theater, weil es nichts weiter kostet. So greifen diese Sommertheater wegen ihrer enormen Billigkeit störend in das Familienleben ein, und es ist nicht zu kühn behauptet, wenn wir ihnen den Ruin mancher braven Familie zuschreiben.

Der Originalität wegen mache ich jeden Fremden auf den „Hamburger berg“, oder die Vorstadt St. Pauli, wie er jetzt feiner genannt wird, aufmerksam; er verbindet Hamburg mit Altona und darf sich eben keines guten Rufes erfreuen. Buben reißen sich an Buben, das ist der Ort, wo die Matrosen nach einer beschwerlichen Seereise Erholung suchen und selten verlassen sie ihn, so lange noch Geld in der Börse ist, hier ziehen Menagerieen durch ausgehängte Pagageien oder durch einen Bären das Auge der Schaulustigen auf sich, dort stößt eine Figur, das Gesicht voller Schminke und in lauter bunte Flittern gekleidet, in die Trompete, sucht den versammelten Pöbel durch knotige Wiße zum Lachen zu bringen und so zum Eintritt in die Bude zu bewegen, wo das Stück immer gleich beginnen soll und doch nie seinen Anfang nimmt. Nebenbei zeigen Seiltänzer ihre halbsbrechenden Künste, während der Circus olympicus des Herrn Lipphardt die gaffende Menge in Anspruch nimmt. Schallender Gesang tönt aus jener Bude, wo zahllose Matrosenschwärme lagern, sie erfreuen sich des Branntweins und des heizenden Tabaks, speisen dazu gekochte Eier und lassen sich durch feile Dirnen, welche das Geld anlockt, die Zeit vertreiben; der Seemann lebt nur für den Augenblick. Bald gibt eine Trompete das Signal, ladet zum Wiener Carroussel ein und zieht einen Schwarm Neugieriger an, während andere sich in einem Automaten-cabinet oder bei anderen Herrlichkeiten ergözen, sich elektrifiziren oder in die Zukunft sagen lassen. Der Hamburger-

berg ist ein Vergnügungsort für die niederen Volksschassen; Alles ist in der größten Bewegung, man jubelt, singt, trinkt und hält sich auf seine Weise vergnügt, so lange man Geld hat, denn Geld ist auch hier die Lösung. Doch ich will diesem wilden Tummelplatz der rohesten Leidenschaft den Rücken wenden und mich in das benachbarte Altona begeben und das Erste, was ich bei meinem Eintritt ins Thor bemerke, ist das königliche Lotto! Wie viele Thränen mögen schon des Lottos wegen aus den Augen der Armen und wie viel Geld schon in die Casse des Landes geflossen seyn. Ist es Recht, daß der Staat von dem Unglück seiner Unterthanen auf solche Weise Vortheil zieht? Wie mancher Tagelöhner mag seinen sauerverdienten Pfennig hieher getragen und bitter getäuscht zurückgekehrt seyn!

Altona ist im Vergleich zu Hamburg todt und flüchtigen Schrittes eile ich über seine gerühmte Parnasse nach Ottenen's Friedhof, zu des großen Klopstock's Grab. Der alte Varde ruht so sanft neben seiner Meta und die hohe Linde säthelt Frieden auf sein Grab.

„Saet von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen.“

Welch' herrliche Inschrift für den Denkstein eines solchen Mannes. Es kommt ein eigner Geist über den Menschen am Grabe eines großen Verstorbenen; der Genius des Verschiedenen scheint sich dem mitzutheilen, welcher die heilige Stätte betritt. Ich las am Grabe des Dichters eine seiner herrlichen Oden und verstand den begeisterten Flug seiner Gedanken mehr als jemals.

Welch' himmelweiter Unterschied! Klopstock's Grab zu Ottenen und der Hamburgerberg mit seinem wüsten, sinnverwirrenden Tumult! Und doch so nahe bei einander!

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht so ferne, daß man nur einige große Namen in der schönen Literatur kannte, und vor diesen bald alle anderen, unbedeutenderen verschwanden, so wie Lichter erblinden, sobald sich das Tagesgestirn in seinem Glanze zeigt. Jetzt aber suchen sich Lichter auf Lichter zu häufen und vermessen sich im frechen Dünkel den verschwundenen Glanz dadurch herzustellen zu wollen, — doch es ist ihr Streben eitel, sie sind niedrig geboren und bleiben niedrig — es ist der Schriftsteller eine zu große Menge, sie erdrücken sich gegenseitig.

Aber nicht allein sie selbst suchen sich zu vernichten, indem jeder talentlose Kopf die Feder zur Hand nimmt und das geduldige Papier bekräftigt und so einem Andern vielleicht ein Thema fortnimmt, das dieser weit besser bearbeitet, — das nun aber nicht mehr neu ist — auch die Kritik sucht im blutigen Kriege die neuen Schriftsteller zu vertilgen und der Schreiber

will sich dadurch selbst zum Schriftsteller machen. — Wenn es nun aber schwer ist, ein gutes Buch zu schreiben, so ist es gewiß nicht minder schwer, gute und schlechte Bücher zu kritisieren. Freilich, so wie wir es von vielen unser neuern, meistens anonymen Kritiker sehen, ist es wohl leicht; man kann bald sagen: „an dem Buche ist viel Gutes“ oder „der Werth des Buches ist gering,“ aber worin das Lob, worin der Tadel liegt, das ist eine Frage, die nur zu oft gar nicht, oder wenn auch einmal, so doch nur meistens durch leere Phrasen ungenügend beantwortet wird. —

Gewiß, es ist ein Schweres um eine gute Kritik und indem wir manche Schriftstellernamen in der Literatur nennen, werden wir doch nur vielleicht auf zehn gute, talentvolle Dichter oder Schriftsteller anderer Art einen ächten Kritiker nennen können.

Wenn viel Gekrümm ist, gibt es auch viele andere Geschöpfe die sie auffressen — diesem Grundsatz scheint das Kritikerheer zu huldigen, das aufsteht, um die in unendlicher Masse anwachsende Zahl der Scribenten zu vertilgen. — Schade, ewig Schade nur, daß sie die Schreiber vermehren und leider die Literatur nicht bereichern — zumal sie in grundloser Bescheidenheit nicht einmal ihren Namen unter den Aufsatz setzen, in welchem sie einen Schriftsteller tüchtig mitgenommen haben.

Gewiß, Anonymität sollte durch ein Sittengesetz, dem jeder Schriftsteller von Ehre zu gehorchen verpflichtet wäre, verboten werden; denn wie oft mag sich nicht Dummheit und Arroganz, wie viel öfter nicht elende Persönlichkeit und drittens endlich Beides in lieblicher Einigkeit unter ihren Schleier flüchten. Bescheidenheit ist gut und sie zielt jeden Menschen, um wie viel mehr einen Schriftsteller, der vielleicht oft Ursache hätte oder doch zu haben glaubt, stolz zu seyn; — aber offene Redlichkeit zielt den Mann noch mehr, und wer sagt mir denn, ob dieser unbekannte Richter, der mir verborgener Weise naht, der mich kennt ohne daß ich ihn kenne, wer sagt mir denn, ob er der Bescheidenheit die Ehre, oder ob nicht der Schleier seiner frechen Lust mich zu beleidigen, vielleicht selbst der Dummheit, die er wohl in sich erkannt, Muth gab? Man kämpfte früher wohl mit geschlossenem Visier, doch mit gleichen Waffen — das Visier ist aber geschlossen, wenn ich weder des Schreibers Persönlichkeit kenne, noch sie zu benutzen denke, die gleichen Waffen aber sind die Namen, bei welchen ich fragen kann: „warum nennst Du dieß schlecht!“

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Auf den Boulevards in Paris sterben sehr viele Bäume ab, man schreibt dieses einer Infiltration des Gases zu; der Verlust dieser Alleen wäre für die Pariser Spaziergänger in der That unersetzlich.